



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Wiener Litteratur : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wiener Litteratur

(Schluß)



n die Reihe der typischen Charakterbilder aus der Wiener Gesellschaft gehört auch die zweite Novelle „Seligmann Hirsch.“ Aus der jüdischen Geldaristokratie, bei der Ferdinand von Saara seit langen Jahren aus- und eingeht (das neue Buch selbst ist der Baronin Tedesco gewidmet), hat er sich eine köstliche Figur herausgeholt und sie, rein künstlerisch, mit jener trocknen Sachlichkeit, die seiner Prosa überhaupt eigentümlich ist, aber auch mit einer tief eindringenden Seelenkenntnis geschildert. Seligmann Hirsch ist der Vater des im Zeitalter des „volkswirtschaftlichen Aufschwunges“ zu Geld und Würden gekommenen jüdischen Finanzgenies, der Großvater des gegenwärtigen Geschlechts, das die Spuren des Judentums kaum noch sichtbar trägt. Seligmann Hirsch ist das enfant terrible des großen Hauses, das sein Sohn, ein feingebildeter Mann, ein studierter Jurist, in gastfreier Weise führt. Seine Schwiegertochter hat nämlich den Ehrgeiz, die berühmten Männer der Politik, der Kunst und Litteratur Wiens in ihrem Salon zu versammeln, aber der alte Seligmann will mit seiner Unerzogenheit gar nicht in diesen Kreis hineinpassen. Er ist ein kindischer Mann, eitel auf die Erfolge seines mit vielen Opfern gebildeten Sohnes, er möchte sich sonnen in seinem Glücke. Er begreift nicht, daß er mit seinem schnarrenden, häßlichen Deutsch, mit seiner Unterthänigkeit, die unversehens in Anmaßung umschlägt, welche dann in allerlei Dinge, die ihn gar nichts angehen, dreinspricht, mit seiner Bauernart, sich mit aller Welt gleich auf vertraulichen Fuß zu stellen, dem ersten besten Fremden seine innersten Herzensangelegenheiten auszukramen, dem neuen Geschlecht ein Dorn im Auge ist. Man schämt sich seiner und trachtet, ihn so gut als möglich fern zu halten. Man mietet ihn in der Vorstadt ein oder schickt ihn auf ein ungarisches Gut oder in ein entlegenes Bad. Aber alles umsonst! man wird den zähen Alten nicht los. Überall macht er sich durch sein unartiges, proziges Wesen mißliebig. Auch sein echt jüdischer Familiensinn erfüllt ihn mit nagender Sehnsucht nach seinem Sohne und seinen Enkeln, die er immerfort prahlerisch im Munde führt, und die er doch nicht sehen darf. Das macht den alten Materialisten wirklich unglücklich, und wie widerwärtig der Geselle auch sein mag:

eine Spur von tragischem Mitleid erweckt er doch in uns. Der Unglückliche leidet an dem Schicksal, zu lange zu leben, von seinen eignen Kindern verleugnet zu werden, und nicht mit Unrecht erinnert er selbst an König Lear, dessen Geschick dem seinigen gleiche. Aber Seligmann ist doch kein König Lear, er hat nichts zu verteilen. In rastlosen geschäftlichen Spekulationen hat er sein Vermögen öfter an der Börse verloren, und schließlich ist es auch seinem reichen Sohne zu bunt geworden, die Kosten seiner Spielwut zu tragen. In denselben schmutzigen Geldgeschäften, mit denen er begonnen hat, geht Seligmann schließlich unter, nachdem jedes Band zwischen ihm und seinen Kindern zerrissen worden ist.

Neben diesen typischen Sittenbildern, zu denen auch die „Steinklopfer,“ ein Bild des Arbeiterelends, gehören, steht in Saars Novellen eine Reihe der merkwürdigen Einzelfälle. Der „Innocens,“ jene Novelle, die den Dichter zuerst berühmt gemacht hat, erzählt die Geschichte von einem edeln katholischen Geistlichen, der von der Versuchung, ein Mädchen zu lieben, durch den Anblick der maßlosen Liebesleidenschaft eines andern geheilt wird. „Marianne“ erzählt die innige Geschichte von der unglücklichen Ehe eines ungleichen Paares: sie kindlich naiv, er pedantisch und nüchtern. Als Marianne sich dann in einen Dichter verliebt, der sie versteht, vernichtet sie ein plötzlicher Tod mitten im Reimen der Sünde. Die tragische und unvernuünftige Liebesleidenschaft eines begabten weiblichen Wesens schildert die „Geigerin.“ Das schon erwähnte „Haus Reichegg“ erzählt die Geschichte einer Mutter, die ihrer Tochter den Mann, den diese liebt, vorwegnimmt; die Tochter geht ins Kloster. Höchst merkwürdig ist das feine Charakterbild des „halben Dichters“ Faust Bacher in „Lambi.“ Faust Bacher, von Haus aus Schulmeister, hat plötzlich einen großen Dramatiker in sich entdeckt. Mit seinem ersten verheißungsvollen Wurf hat sich aber auch seine ganze dichterische Kraft erschöpft. Vortrefflich wird Bacher in dem litterarischen Salon Laubes geschildert (es ist der Laubes, porträttrreu, wenn auch nicht genannt). Über die Enttäuschung seiner Hoffnungen, nach voreiliger Niederlegung seines Schulamtes, fortan als Dichter leben zu können, wird Bacher ganz unglücklich. Er ist aber ein ehrlicher Mensch, sich selbst hat er nie betrogen, er hat es mit der Kunst auch ehrlich gemeint, es ist ihm nicht um äußern Erfolg zu thun gewesen. Als er seine Täuschung erkennt, flieht er aus Wien, wohin er mit seinen unbeholfenen Manieren und seiner Treuherzigkeit ohnehin nicht paßt. Saar schildert diesen Charakter mit wahrer Meisterschaft und eindringender Seelenkunde von verschiedenen Seiten. Bacher ist ein willensschwacher Mensch; er hat sich niemals etwas abringen können, er hat sich immer gehen lassen, in träumerischer Unthätigkeit dahinleben müssen. Am liebsten ist er mechanisch thätig. Eine poetische Natur also, aber ein Schwächling, der nur unbewußt, willenlos sich zum Schaffen aufraffen kann. Nur ein wirklicher, wenn auch wohl etwas hypo-

chondrischer Dichter konnte eine solche Gestalt, die mit Grillparzers „armem Spielmann“ nahe verwandt ist, schaffen. Die Tragödie Bachers nimmt nun folgenden merkwürdigen Verlauf. In dem kleinen mährischen Städtchen, wo Bacher sich als Schreiber bei einem Notar schlecht und recht untergebracht hat, lebt er zufrieden und bescheiden mit seinem häßlichen Hunde Tambi. Die Liebe zu diesem Tiere giebt dem schwachen Bacher die einzige Lebensstütze: etwas muß man doch lieben. Das Tier hat Jägerblut in sich, es wird un- bändig, wenn es, mit seinem Herrn im Freien wandernd, ein Häslein auf- spürt und ihm nachjagt. Es zu erziehen, zu bändigen vermag jedoch Bacher nicht, obwohl er es aus Klugheit thun sollte, denn er besitzt ja kein Jagdrecht. An der ungebändigten Natur Tambis hat Bacher seine Freude. Nun aber kommts, wie es vorauszusehen war: Tambi wird vom Förster angeschossen, er verendet, und mit seinem Tode ist die letzte sittliche Kraft Bachers dahin. Er geht, nachdem er sich dem Trunke ergeben hat, bei einer Überschwemmung unter. In der Technik ist diese Novelle ähnlich dem „Seligmann Hirsch“ ge- halten. Dem Dichter selbst eröffnet sich der Charakter in gesprächiger Mit- theilbarkeit; daneben wird durch Mitteilungen ein Licht von andrer Seite auf ihn geworfen, und in dieser Weise wird runde Körperlichkeit gewonnen.

In dieselbe Reihe der absonderlichen Fälle gehören auch die zwei andern Novellen des jüngsten Bandes: „Leutnant Burda,“ eine Soldatengeschichte, und die „Troglobytin,“ wieder das Bild eines merkwürdigen weiblichen Wesens. Die letztere ist reich an Stimmung und tief in der Charakteristik, während es dem „Leutnant Burda“ an dem notwendigen Zusatz von Humor fehlt, mit dem solche Narren geschildert werden sollen. Saars Begabung entbehrt leider gänzlich des Humors.

Weitaus schmiegsamer und gewandter ist C. Karlweis, dem es auch nicht an Humor mangelt, wie sich dies an seinem jüngst mit freundlichem Erfolge im Burgtheater gespielten Lustspiel „Bruder Hans“ gezeigt hat. Aber es ist die Schmiegsamkeit und Gewandtheit des Talentes von geringerer Kraft; er schreibt mehr, weil er weniger hohe Anforderungen an sich stellt, er ist we- niger spröde, weil er sich nicht um ein Mehr oder Weniger von Ursprünglich- keit kümmert, er ist fruchtbarer, weil er nicht in einer einzigen kleinen No- velle seinen ganzen Menschen ausgeben will. Ein formgewandter Schriftsteller, der viel und gut nachempfinden kann, ein anmutiges Naturell, das ist Karl- weis. Ein eklektisches Herumtasten in den verschiedenen Stilgattungen der mo- dernen Erzählung weist sein letztes Buch auf: Geschichten aus Stadt und Dorf, Novellen und Skizzen (Stuttgart, Bonz, 1889). Seinen eignen Stil hat Karlweis noch nicht. Er hat sehr artige Einfälle, wie z. B. den von der „lustigen Wirtin,“ deren glockenhelles Lachen Gäste ins Haus lockt, ihr selbst aber zum Verhängnis wird; der Schluß dieser Geschichte läuft ganz unnötiger- weise in die naturalistische Gasse aus, worauf sie ganz und gar nicht angelegt

gewesen ist. Karlweis liebäugelt überhaupt zu sehr mit dem Naturalismus; er hat eine beklagenswerte Vorliebe für fittlich häßliche Motive. Sinnliche Liebe zwischen Geschwistern in der „Feuerliesl“; im „Großknecht“ liebt der Knecht, schurkischer Weise aufs Erbe spekulierend, Stiefmutter und Tochter; eine häßliche Geschichte aus der Hefe des Volkes, wenn auch in gelungener Form, erzählt der „bucklige Christl“; häßlich ist auch die Frivolität des „Maha-gonitischs,“ obgleich auch hier die Form gut ist. Aber alle diese naturalistischen Neigungen stehen der wohlwollenden, ausschließlich zur harmlosen Anmut angelegten Natur dieses Schriftstellers fremd zu Gesichte. Im Grunde macht er damit nur äußerlich eine Mode mit, wie vorher mit seinen kraftlosen Dorfgeschichten. Es fehlt ihm der pessimistische Zorn, das Pathos der Satire, der Entrüstung, und lächelnd häßliche Geschichten zu erzählen, dünkt uns doch etwas zu — französisch. Am wahrsten erscheint er uns in der Geschichte „Grüne Liebe,“ wo er sich mit elegischem Humor an Jugendthorheiten erinnert und als guter Kenner Wiens, selbst ein echter Wiener, heimische Jugend poetisch schildert; ebenso freundlich wirken die Geschichten „Sei g'scheit,“ „Der Gamsersepp.“ Absichtslose Anmut, die bald rührt, bald lächelt, das ist Karlweis' eigentlicher Stil, den er nur unbeirrt vom Beispiel andrer auszubilden hat, um eigentümlich dazustehn.

In die Wiener Litteratur gehören auch die „Erzählungen aus dem modernen Ägypten“: Hasejisch von Otto Fuchs-Talab (Dresden, Pierson, 1880), weil der Verfasser ein Wiener und auch in Wien litterarisch thätig ist. Wie so viele Wiener Maler, ist er auch nach Ägypten, Kairo, Alexandrien, an den Rand der Wüste Sahara gezogen, nicht um dort Licht zu saugen, sondern um sich erzählenswerte Stoffe zu holen. Dabei hat er in jeder Beziehung einen guten Geschmack bewiesen. Weder ist er in den Fehler so vieler Schilderer verfallen, durch das schwache Wort mit der leuchtenden Farbe der Maler wetteifern zu wollen, noch ist er auf den andern Abweg geraten, gelehrte Studien in seinen Erzählungen zu verwerten. Mit Recht beschränkt sich Otto Fuchs auf das moderne Ägypten, das ihm genügende Ausbeute für seine Erzählungen bietet, und er besitzt auch den andern Vorzug gesunder Erzählertalente, den Sinn für fesselnde Fabeln. Dabei erzählt er schlicht und zuweilen auch stimmungsvoll, ohne sich jedoch zu wirklicher Poesie zu erheben. Seine Motive sind allerdings sämtlich nur auf ägyptischem Boden entstanden, aber sie interessieren an sich selbst, Fuchs hat nicht nötig gehabt, sie durch ausführliche Sitten- und Kulturbilder litterarisch vornehm zu machen. Hierin bekundet sich die richtige epische Begabung.

Die bedeutendsten Geschichten von den neuen Erzählungen des Bandes sind die erste und die letzte. „Der Anwalt des Volkes“ führt uns das Leben eines echt modern ägyptischen Charakters vor. Anis Klat ist der Sohn eines reichen christlichen Syrrers. Von seinem ehrgeizigen Vater nach Paris zum

Studium der Rechte geschickt, ist er von diesem enterbt worden, da er es vorgezogen hat, in Paris Litteratur zu studiren und als bohémien für Zeitungen zu schreiben. Er kehrte dann nach Alexandrien zurück, wo er sich durch Korrespondenzen an große Pariser Blätter in der politisch bewegten Zeit des Khedive Ismail und durch Unterricht im Arabischen bei Europäern den Lebensunterhalt erwarb. Aber zuweilen trat Ebbe ein: die Politik feierte, Schüler kamen nicht. Da lebte Klat von Gedichten, die er für die Volksfänger Kairo's schrieb, die außerordentlichen Erfolg damit erzielten. Aber Klat hatte höhere, ideale Ziele. Ein geborner, aber in Europa gebildeter Ägypter, fühlte er schmerzlich die barbarische Herrschaft, die unter Ismail das Volk ausfog. Er begann durch Flugblätter, die er auf eigne Kosten drucken ließ, politische Fragen in die Menge zu werfen, und seine ebenso klugen als scharfen Angriffe lenkten bald die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn. Sie ließ ebenfalls Flugblätter in ihrem Sinne drucken, und eine Weile hatte es den Anschein, als wollte ein frisches politisches Leben in dem faulen Ägypten erblühen. Da verliebte sich Klat zum Unglück in eine schwedische Gymnastikerin, eine bildschöne junge Person, die mit ihrer Truppe in Kairo Vorstellungen gab. Nun war es mit allen vaterländischen Idealen vorbei, Klat schmachtete in den Fesseln des schönen Kraftweibes, schloß sich ihrer Truppe an, erniedrigte sich sogar zum Clown, und sein unruhiges Gewissen betäubte er im Haschischgenuß. Aber der Erzähler läßt ihn nicht untergehn, sondern dichtet etwas unwahrscheinlich weiter. Als ein leidenschaftlicher Haschischraucher gelangt Klat nach Kairo zurück; wegen hochverräterischer Äußerungen, die er im Haschischrausche gethan, wird er ins Irrenhaus gesperrt. Die zwei Jahre, die er dort zubringt, sind eine Zeit schwerer Buße und innerer Läuterung für ihn. Zufällig wird er beim Besuch der Frau des englischen Bevollmächtigten entdeckt und hierauf entlassen. Er heiratet sogar noch seine jener Schwedin zu liebe verlassene Braut Farida.

Der andern Geschichte „Der schwarze Heiland“ mangelt es nicht an phantastischer Größe. Ihr Schauplatz ist eine einsam bei Massauah gelegene Missionsanstalt. Dort werden Negerknaben christlich erzogen und in allerlei Handwerken unterrichtet; die begabtesten sogar zum Priesteramte herangebildet. Der Pförtner der Anstalt, ein verbrecherischer Malteser, der sein Gnadenbrot genießt, hat mit dem Negernovizen Lorenzo Streit gehabt, weswegen er seiner Stelle enthoben werden soll. Zuvor rächt er sich in maßloser Weise. Er steht mit Sklavenhändlern in Verbindung, denen die Mission ein Dorn im Auge ist. Er unternimmt es, ihnen die ganze Schule auszuliefern. Die Abwesenheit des Vorstehers benutzt er, um die Negerknaben in der Kirche selbst zu berauschen; die wilde Negernatur bricht in ihnen durch, und sie sind bereit zu fliehen. Da stellt sich ihnen Lorenzo in den Weg. Seine Bitten, seine Drohungen nützen nichts; der elende Malteser stachelt sie so weit auf, daß sie im Zusetrausche

Lorenzo buchstäblich kreuzigen, nachdem sie das künstliche Heilandsbild von Holz abgeschlagen haben. Sie binden ihn so fest, daß sich der arme Neger nicht selbst befreien kann und am Kreuze verschmachten muß. Seitdem besteht in Massauah ein Christus am Kreuze, der nicht nach arischem, sondern nach dem Negertypus gebildet ist: der einzige „schwarze Heiland“ der Missionen.

Diese Beispiele mögen genügen, die Phantasie Fuchs-Talabs zu kennzeichnen. Die erfinderischen Erzähler sind heutzutage zu selten, als daß man sie nicht fördern sollte. Wenn Fuchs seine Form mehr veredelt, so kann man wohl noch wertvolleres von ihm erwarten.

Und nun geraten wir an zwei Sammlungen kurzer Geschichten, sogenannter Feuilletonnovellen, wie sie seit einigen Jahren von den Wiener Zeitungen mit Vorliebe gedruckt werden. Sie haben sogar den Charakter des Wiener Feuilletons, worauf die Einheimischen so stolz waren, verändert. Wenn der Teil „unter dem Strich“ in den großen Zeitungen früher dazu diente, die neuen Ereignisse auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete der Nation mit demselben Ernste zu verfolgen und zu beurteilen, wie der Leitartikel die politischen Vorgänge beleuchten will, so hat dieser schöne Ernst jetzt dem Bedürfnis zu unterhalten weichen müssen. Er wird auf das notwendigste Maß eingeschränkt. Die Zeitung soll jetzt, nach der herrschenden Ansicht, das Publikum in jedem Falle unterhalten, und bekanntlich ist das „Publikum“ unerfättlich, wenn ihm einmal solche Kost vorgesetzt worden ist. Am Ende wäre uns dieser Umwandlungsprozeß des Wiener Feuilletons gleichgiltig, wenn es eben nicht Wien wäre, die Stadt, in der keine Wochenschriften gedeihen können, in der das Publikum in seiner Masse noch immer alle Belehrung bloß aus der Zeitung zu schöpfen gewöhnt ist, und die Jahre lang eine litterarische oder wissenschaftliche Erscheinung von Bedeutung nicht kennen lernt, weil sie im „Feuilleton“ nicht behandelt worden ist. Indem die Zeitungen dem niedern Bedürfnis nach Unterhaltung entgegenkommen, setzen sie selbst die Bildungsstufe ihres Leserkreises herab und verändern das geistige Gesicht der ganzen Stadt. Das edlere Interesse schrumpft immer mehr auf jene engen Fachkreise zusammen, die sich mit den Künsten und Wissenschaften berufsmäßig beschäftigen, und das ist der Anfang vom Ende für alles litterarische Leben. Denn die Feuilletonnovelle kann nur von sehr spärlich gesäten Talenten zu einer wirklichen Kunst erhoben werden, gewöhnlich ist sie nur die Daseinsspanne wert, die den Leitartikeln zugemessen ist. Je kürzer der Raum ist, der dem Dichter zur Verfügung steht, umso schwieriger wird ihm die Behandlung des Gegenstandes. Ein bedeutendes Talent kann sich diese äußerliche Fessel nicht auferlegen lassen; wenn es etwas zu sagen hat, so wird es sich nicht durch den *metteur en pages* bei einem bestimmten Absatz den Mund sperren lassen; wird es aber notwendigerweise breiter, so kann die Geschichte nicht gedruckt werden. Dann verlegt sich der Novellist auf die

Erfindung von Kleinigkeiten, und damit verzehrt er in freudloser Tagesarbeit eine Begabung, die vielleicht zu größern Leistungen berufen wäre. Also nur selten und vereinzelt kann die Feuilletonnovelle zu bleibendem Werte gelangen, und wenn der Schriftsteller dann in begreiflichem Ehrgeiz die kleinen Geschichten zu einem Buche ordnet, muß man ihn noch loben, wenn er selbst eine kritische Auswahl getroffen hat. Häufig findet man solche strenge Selbstkritik auch nicht.

Aus einer vierten Sammlung solcher kleinen heiteren Geschichten, die Ludwig Hevesi neuerdings herausgegeben hat, aus dem Buch der Laune (Stuttgart, Bonz, 1889) wird man nur wenige Stücke missen wollen, nämlich die, in denen der Wortwitz, der Kalauer, die Karrikatur oder die Tollheit schlechtweg überwiegen, die Hevesi zuweilen für Humor ausgeben möchte; „Moselfahrt,“ „Die Amerikaner von Rothenburg,“ „Miß Nigg,“ „Gift“ würden ganz leicht entbehrt werden. Es ergeht uns mit Hevesis Humor ganz eigen. Das Urteil eines seiner Freunde: „Hevesi ist für Süddeutschland von derselben Bedeutung, wie Wilhelm Raabe für Norddeutschland“ halten wir für eine geschmacklose Übertreibung. In so bedeutender Gestaltungskraft fehlt es dem Dichter Hevesi, und das ist umso merkwürdiger, als der ausgezeichnete Kritiker Hevesi mit seiner Begabung, künstlerische Individualitäten feinsinnig darzustellen, uns jedesmal aufrichtige Freude bereitet. Aber wenn Hevesi dichtet, ist es meist eine heitere Unwahrscheinlichkeit, die uns nur durch ihre Phantasterei etwas versöhnen kann; sein Humor hat oft etwas gequältes, wobei man es nicht einmal zum Schmunzeln bringen kann. Dagegen gefällt er uns um so besser, je schlichter und absichtsloser er erzählt; denn er weiß gut zuzuspitzen, und seine reiche Bildung ist auch ein wirksames Element. Hevesis Phantasie ist überall heimisch: in den Ateliers der Künstler und in der Kontorstube der gewöhnlichen Menschen; in Italien und den deutschen Alpen, im Dorf und in der Stadt, in Wien und auf der ungarischen Puszta. Seine humoristischen Wirkungen sucht er häufig durch Übertreibungen zu erreichen, so wenn er Prahlhänse oder Betrunkene schildert; aber einige Stücke, wie „Sutka,“ „Domenico Zanulla,“ „Das Christkind,“ „Onkel Frik“ sind von echtem Humor erfüllt: da stellt er kluge oder unkluge Naivität in den Kontrast mit der bösen Welt und erreicht damit sentimental-humoristische Wirkung.

Einer zweiten Sammlung von Wiener Feuilletonnovellen: Kreuz und Quer. Erzählungen aus meinem Wanderleben von Wilhelm Laufer (Stuttgart, Bonz, 1889) fehlt es an dem schillernden Farbenreichtum der Hevesischen Phantastik, aber sie hinterläßt einen wohlthuenden Eindruck durch die ruhige, gebildete Prosa, die Laufer eigentümlich ist. Von Haus aus ein Tübinger Stiftler, der sich dann vorwiegend politischen und kunstgeschichtlichen Studien zugewandt hat, verfügt Laufer über einen gediegenen Schatz von Bildung, der sich zunächst in seinem guten Deutsch zeigt. Seine Skizzen führen uns nach Tübingen

und Heidelberg (hier zu Julius Braun — auch einer aus dem „Engeren“), nach Italien, Frankreich und Spanien. Laufer erzählt einfach, männlich, mit trockener Laune.

Die zwei beliebtesten Vertreter des Wiener Lokalhumors, der sich in das Feuilleton der Wiener Tagesblätter geflüchtet hat, sind Eduard Bözl und Vincenz Chiavacci; beide haben ihre Plaudereien und Schildereien schon öfter mit Erfolg in Buchform gesammelt und sich auch außerhalb der Heimat Freunde erworben. Von Bözl liegt die neueste Sammlung unter dem Titel: Herr Rigerl und lauter solche Sachen. Gesammelte Wiener Schildereien (Wien und Teschen, Prochaska) vor; von Chiavacci: Bei uns z' Haus, Genrebilder aus dem Wiener Leben (ebenda).

Diese zwei Humoristen bilden merkwürdige Gegensätze, schon im Blute liegt der Unterschied, aber auch in allem übrigen. Vor allem bezeichnend für ihren Unterschied sind die verschiedenen Bezirke der Stadt Wien, wo sich die Phantasie des einen wie des andern mit Vorliebe aufhält. Bözl bleibt mit Vorliebe in der innern Stadt, d. h. in dem durch seine engen Gassen und seine alten lauschigen Wirtshäuser einerseits, anderseits durch die große, breite, prächtige Ringstraße charakteristischen Teile Wiens. Hier ist der Strom des Stadtlebens am stärksten, alle Neuerungen tauchen hier zuerst auf; hier wohnen die reichen Leute, hier bestehen die wichtigsten öffentlichen Anstalten, hier nisten die Redaktionen. Hier bewegt sich Bözl ganz heimisch. Für sein Stilleben in der Großstadt hat er hier, wo noch große und uralte Häuser bestehen, seine dankbarsten Motive gefunden. Von der Ringstraße holt er sich die Typen für seine Wiener „Gigerl,“ die Modegecken, um sie durchzuhecheln; „Rund um den Stephansturm“ hat er deshalb eine seiner früheren Sammlungen genannt. Chiavaccis Muse macht breitere Schritte, wie sie überhaupt markiger und massiger auftritt. Er sucht mit Vorliebe das eigentliche Volksleben auf, nicht wie es sich erst seit gestern darstellt, sondern in seiner ältesten Form und Überlieferung. Darum geht er weit hinaus in die Vorstadt zu den Leuten „vom Grund“ und sucht ganz im Gegensatz zu Bözl nicht die Gigerln, sondern die älteste Großmutter auf, die sich noch an die erste Hälfte des Jahrhunderts erinnert. Das ist der wesentliche Unterschied beider: der eine ein scharf beobachtender, täglich neue Thorheiten entdeckender Satiriker, der andre ein dichterischer Volksmann. Bözls litterarischer Ausgangspunkt war in der That auch gar nicht von Wien; Bözl hatte sich in Dickens eingelesen, mit dem er ohne Zweifel wahlverwandt ist; auch im äußeren Schicksal gleicht er ihm, da auch Bözl sich wie Dickens vom Zeitungsreporter zu selbständigem litterarischem Schaffen aufgeschwungen hat. Uner schöpft Bözl in der Erfindung von köstlichen Schnurren, der heiteren Erfindung mit keiner andern Absicht, als eben zu belustigen. Sehr lange Zeit hat er Kriminalhumoresken geschrieben, in denen er nur sparsam den Dialekt verwendete. Chiavaccis Ausgang wurzelt mehr im heimischen Erdreich,

er hat von Anfang an im Dialekt gesprochen. Wie man in Böhl einen Abkömmling von Leo Wolfram, dem Verfasser der berühmten dissolving views, erkennen muß, so schließt sich Chiavacci an die vormärzlichen Epeldauerbriefe an, wobei er natürlich all die litterarische Freiheit und Bildung sich wohlweislich zu Nutzen gemacht hat, über die der moderne Wiener verfügt. Chiavacci ist mehr Novellist als Böhl. Böhl hat köstliche, aber mehr als bloß lokalwienerische Bilder aus dem Junggesellenleben geschrieben, Chiavacci ist ein liebevoller Sittenmaler der Wiener Familie, des Wiener Kindes. Böhl hat die Figur des Herrn von Niggl erfunden: den Typus des selbstgefälligen, bequemen, genußsüchtigen, unpolitischen, aber sehr gutmütigen Wiener. Chiavacci hat mit seiner Frau Sopherl keinen Typus, sondern nur eine Maske für sich selbst geschaffen, um mit dem wortreichen und bilderüppigen Maule der Wiener Obstlerin alle Ereignisse der Woche freimütig und doch auch herzlich wohlthuend zu besprechen. Böhls Bildung ist philologischer Natur: er schreibt gelehrte Abhandlungen über den Wiener Dialekt, er zitirt mit Vorliebe Horaz, ist überhaupt öfter geistreich witzig als humoristisch. Chiavacci zitirt mit Vorliebe Darwin, seine Bildung ruht auf den Naturwissenschaften, er hat das naive Temperament. Böhls Ironie richtet sich oft gegen sich selbst; Chiavacci spricht niemals von sich. Böhls Hohn richtet sich gegen das „Pflanzreißer“ des reichgewordenen Städters. Chiavaccis Humor sucht die Armut auf und nimmt sie in Schutz gegen den Druck des hartherzigen Kapitalismus. Böhl arbeitet mit der Radirnadel, Chiavacci mit dem Pinsel. Aber gemeinsam ist beiden der edle Ernst und der schöne Ehrgeiz, mit dem sie ihrem Berufe obliegen und der sie himmelweit von den Humoristen der älteren Generationen Wiens trennt.

Man kann von der neuesten Wiener Litteratur nicht sprechen, ohne schließlich noch des Werkes zu gedenken, das die Gemeinde Wien unter der Leitung ihres Staatsbibliothekars Dr. Karl Glossy zum vierzigsten Jahrestage des Regierungsantrittes Kaiser Franz Josefs veröffentlicht hat. Von den ernstesten Fachmännern Wiens ist hier ein geschichtlicher Überblick über alle Zweige des politischen und geistigen Lebens der österreichischen Reichshauptstadt in den letzten vierzig Jahren geboten worden. Von dem Kapitel der eigentlichen Gemeindegeschichte Wiens, das Glossy geschrieben hat, ist in den Grenzboten schon ausführlich die Rede gewesen. Aber auch andre Abschnitte sind von bleibendem Werte. Friedrich Uhls Schilderung der Wiener Gesellschaft vor und nach dem Jahre 1848 ist eine glänzende Arbeit, reich belehrend für Einheimische und Fremde. Die apologetische Charakteristik des bekannten Zeitungsgründers und Millionärs August Zang ist auch für die Litteraturgeschichte der Gegenwart insofern wertvoll, als bekanntlich Robert Hamerling Zang zum Modell für seinen Homunkulus gewählt hat; hier kann man nun die Wirklichkeit mit der Satire vergleichen. Ein Abschnitt von noch größerem Werte für die deutsche Litteraturgeschichte

überhaupt ist Ludwig Speidels Geschichte der Wiener Theater in dem Zeitraume von 1848—1888. Es sind vielfach neue Thatsachen, die Speidel aus dem Archive des Burgtheaters mittheilt, so z. B. über die Berufung Laubes nach Wien. Die Charakterbilder, die Speidel von diesem Begründer des gegenwärtigen Burgtheaters, von Dingelstedt, von Baron Hofmann, von Wilbrandt zeichnet, und dann die ganze Porträtgalerie der bedeutenden Schauspieler sind kleine Meisterwerke, nicht bloß in der Sprache, sondern auch weil sie von einer großen sittlichen und künstlerischen Überzeugung erfüllt sind. Eine Trennung von künstlerischer und sittlicher Größe kann sich Speidel nicht denken; beide bedingen einander, wie er dies bei dem im Virtuositentum untergegangenen Davison hervorhebt. Das Kapitel ist aber nicht bloß deswegen merkwürdig, weil man den Feuilletonisten Speidel hier als sehr ernsthaften Geschichtschreiber kennen lernt, sondern weil man hier auch Urtheile über Menschen und Einrichtungen von ihm vernimmt, die man in seinen Burgtheaterkritiken in der Neuen Freien Presse niemals finden konnte. Wie vernichtend urtheilt er z. B. über den reklamesüchtigen Vortragshelden Strakosch, den Notnagel des seligen Stadttheaters! Wie begeistert erkennt er die „Kreuzelschreiber“ Ludwig Anzengrubers an. Bei dem Ansehen, das Speidel in allen Kreisen der Wiener Gesellschaft genießt, hätten diese Urtheile vielfach klärend und fördernd wirken können, wenn sie in der Zeitung vor Tausenden der großen Menge vermittelt worden wären; so fehlt ihnen die unmittelbare Schlagkraft. Es scheint, daß auch ein mächtiger Schriftsteller, wie Ludwig Speidel, nicht unabhängig genug bleibt, um immer in seiner Zeitung sagen zu können, was er sagen will.

Wie in Wien das Theater immer und überall vor der Litteratur bevorzugt wird, so ist sie auch in dem Gedenkbuch durch Robert Zimmermann nur allzu bescheiden abgethan worden. Im Zusammenhange mit dem Überblick über die gesamte Natur- und Geisteswissenschaft hat der Philosoph auch die Litteratur behandelt; aber — alle Achtung vor der riesigen Belesenheit und Gelehrsamkeit des Wiener Akademikers! — mehr als einen räsonnirenden Katalog von Namen und Büchern hat er nicht geliefert. Auch persönliche Vorliebe und Abneigung sind in dieser Übersicht nicht zu verkennen. Man begreift z. B. nicht, daß das geschwägige Fräulein Delle Grazie, deren Dichtungen kein ernster Mensch Geschmack abgewinnen konnte, der Ehre, verhältnismäßig ausführlich genannt zu werden, würdiger erachtet worden ist, als z. B. der gänzlich mit Stillschweigen übergangene und doch höchst charakteristische Wiener Humorist Chiavacci; auch Ludwig Ganghofer, seit zehn Jahren in Wien, der eigenartig pessimistische Schwarzkopf hätten genannt werden sollen, wenn eine Reimschmiedin wie die Delle Grazie erwähnt wurde. Auch unter den Männern der Wissenschaft hat der gelehrte Historiker seine Auswahl durch persönliche Zu- und Abneigung leiten lassen. Geradezu unbegreiflich und unverzeihlich ist es, daß ein Mann wie Ferdinand Lottheissen, der siebenzehn Jahre an der Wiener

Hochschule erfolgreich gewirkt hat, der in Wien gelehrte Werke von bleibendem Werte, wie seine vierbändige Geschichte der französischen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert, seine Lebensbeschreibungen Molières und der Königin von Navarra und andre Bücher mehr geschrieben hat, auch nicht mit einer Silbe erwähnt worden ist. Der akademische Pöppel, mit dem sich der Verstorbene sein Leben lang herumschlagen mußte, hat ihm seinen Haß bis übers Grab hinaus nachgetragen. Aber das ist noch nicht das Schlimmste an dem Kapitel Robert Zimmermanns. Weit nachteiliger ist es, daß diese Übersicht über die Litteratur in einem Kanzleideutsch mit bandwurmartigen Sätzen voller Einschachtelungen geschrieben ist, das selbst den geduldigsten Leser zur Verzweiflung bringen kann. Ein Beispiel mag dies zeigen. S. 155 lautet ein Satz: „Eine solche Litteraturgestaltung, der zum Teil hervorragenden Begabung der Schriftsteller, die sich derselben anzuschließen durch die Ungunst der Zeitverhältnisse genötigt waren oder freiwillig angeschlossen, ungeachtet, konnte mit der inzwischen hauptsächlich infolge der Julirevolution seit den dreißiger Jahren im übrigen Deutschland mächtig gewordenen politisch- und sozialreformatorischen Geisterbewegung, deren Ausdruck auf dem Gebiete der Wissenschaft die Philosophie Hegels und seiner Schule, insbesondere des zum Äußersten ausschreitenden linken Flügels derselben, auf litterarischem Gebiete, bis zum Beginne der vierziger Jahre, die durch Heine und Börne geistig befruchtete Schule des »jungen Deutschlands«, seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die von der obsolet gewordenen Schwärmerei für Freiheit und Vaterland zum direkten Angriff auf das Bestehende fortgeschrittene politische Richtung war, weder, wie allerdings begreiflich, auch nur entfernt gleichen Schritt halten, noch in ihrer notgedrungenen Farblosigkeit und ängstlichen Abschwächung die Gunst eines mit dem veränderten Geiste der Zeit innerlich umgewandelten und durch den trotz der Grenzsperrre fast zu reichlichen Genuß der verbotenen Früchte des Auslandes verwöhnten Publikums gewinnen oder behaupten.“ Das ist ein einziger Satz! Zwischen Subjekt und Prädikat eine halbe Meile! Und so geht es nicht etwa zufällig einmal oder mit Intervallen, nein, Druckbogen lang fort. Eine Qual zu lesen! Es ist das um so bedauerlicher, als eine zusammenfassende Litteraturgeschichte der Wiener gar nicht vorhanden ist und eine so günstige Gelegenheit, eine solche zu schaffen, nicht gleich wieder kommt. Die Wiener Litteratur hat eben immer Pech, wenn ihr nicht von außen Berleger und Rezensenten zu Hilfe kommen.

Wien

Moritz Necker

